

# Die Ghettos von morgen

Zwei Jahre lang gab es das **Bettelverbot in Graz**. Vor den Toren der Stadt hausen Zuwanderer unter menschenunwürdigen Bedingungen. Ist das Bettelverbot daran schuld?

LAGEBERICHT: TIZ SCHAFFER

Auf einer Brache unweit der Stadt befindet sich eine heruntergekommene Villa. Die Fenster sind teils vernagelt, die Räume desolat. Kein Wasser, kein Strom und keine Möbel. Sie sind zugemüllt, es riecht nach Fäkalien. Wolfgang Pucher klopft an eine Tür und tritt ein. Pucher von der Grazer Vinzenzgemeinschaft ist als „Armenpfarrer“ im ganzen Land bekannt. Seit Jahren kümmernt er sich um jene Menschen, die sich hier in Graz das Nötigste zum Überleben erbetteln oder schwarz arbeiten. In einem verdunkelten Raum liegt ein Mann auf einer Matratze, in Decken eingewickelt. Unlängst seien in diesem Haus noch massenweise Leute anzutreffen gewesen, erzählt Pucher. Jetzt dürften nur mehr zwei Slowaken und der Mann, der auf dem Boden liegt, dort hausen. Er sagt, er komme aus Tschechien. Pucher bietet ihm eine Unterkunft an, der Mann lehnt ab. Dass jemand misstrauisch ist, das passiert mitunter, meint Pucher. Unweit der Villa steht eine sehr kleine Hütte. Man sieht gleich, dass



Menschen hier vor kurzer Zeit unter erbärmlichsten Bedingungen gehaust haben. Insgesamt waren es fünf, erzählt Pucher, die hier Wochen zuvor auch eisiger Kälte getrotzt haben, auf einem Raum von rund zehn Quadratmetern. Als Pucher zu Ohren gekommen ist, unter welchen Umständen hier Menschen leben, hat er ihnen ein Quartier angeboten. Da die Schlafstellen der Vinzenzgemeinschaft derzeit



„Die Stadt Graz macht, wie auch viele andere Städte, die Augen zu“, sagt Roma-Experte Norbert Mappes-Niediek

überfüllt sind, hat Pucher die Leute im Keller seines Pfarrhauses untergebracht. Irgendwie schafft es der Pfarrer dann doch immer wieder, trotz Überfüllung Plätze freizuschaukeln.

„Es war der Horror“, erzählt Herr C. Er ist einer jener Leute aus der Hütte. Jetzt haben er und sein erwachsener Sohn, sie sind beide Maler und Anstreicher, im Keller des Pfarrhauses von Pucher im Bezirk Eggenberg ein Notquartier bezogen. Herr C. und sein Sohn stammen aus einem kleinen Ort rund 150 Kilometer von Bukarest entfernt. Die anderen Rumänen, die ebenfalls in dem Verschlagen gewohnt haben, sind mittlerweile wieder nach Hause gefahren. C. ist Dialysepatient, dreimal in der Woche muss er ins Krankenhaus. Die Hoffnung auf bessere medizinische Versorgung und eine Arbeit hätten ihn nach Österreich getrieben, sagt er. Am Grazer Arbeitsstrich werde er hin und wieder für einen Job angeheuert. Pfarrer Pucher ist skeptisch, er glaubt, dass Herr C. bettelt.

Pfarrer Pucher kennt solche illegalen Unterkünfte schon seit Jahren. Mit dem Bettelverbot, das der Landtag im Jahr 2011 beschlossen hat und das nun vom Verfassungsgerichtshof gekippt wurde, sei alles noch schlimmer geworden, meint er. Glaubte man dem Pfarrer, sind gerade durch das Verbot noch mehr Bettler nach Graz gekommen. Zwar bilden seiner Einschätzung

nach die Roma aus der Slowakei noch immer die Mehrheit, allerdings seien Menschen aus Rumänien, Bulgarien oder Ungarn hinzugekommen. Seine These: „Aufgrund des Bettelverbots sind die Bettler von heute auf morgen aus dem Stadtbild verschwunden. Andere, die gesehen haben, dass kein Mensch mehr bettelt, haben zu Hause angerufen und gesagt: Da gibt es eine Stadt, da sind keine Bettler. Das Bettelverbot hat also genau das Gegenteil von dem bewirkt, was es bewirken sollte.“ Die Menschen, die dann gekommen sind, hat man allerdings nicht so gespürt, weil sie ja nicht mehr im Zentrum der Stadt sitzen durften. Sie sind mobiler geworden und auch auf Umlandgemeinden ausgewichen, haben Leute einfach angesprochen oder an Wohnungstüren geklingelt. Voriges Jahr vor Weihnachten seien es nach Schätzung von Pucher rund 40 bis 50 Menschen gewesen, die in illegalen Elendsunterkünften – durch ein solches Areal hat Pucher den Falter geführt – gehaust hätten. Auch Frauen und Kinder. Die sind mittlerweile nicht mehr in Graz. Derzeit dürften noch, genau kann er es nicht sagen, etwa 20 Männer derartige Quartiere bewohnen. Pucher weiß zumindest von fünf solcher Quartiere in Graz.

Könnten diese Orte Keimzellen künftiger Slums sein? „So etwas wäre durchaus vorstellbar“, sagt Norbert Mappes-Niediek. Der gebürtige Deutsche lebt seit 1992 als freier Korrespondent (*Berliner Zeitung*, *Frankfurter Rundschau*) für Österreich und Südosteuropa in der Steiermark. Letztes Jahr hat er das Buch „Arme Roma, böse Zigeuner“ (siehe Falter 35/12) veröffentlicht, wo er sich eingehend mit der Roma-Thematik und bestehenden Vorurteilen auseinandersetzt. Folgt man seinen Thesen, dann darf man den Schluss ziehen, dass wir hier in Graz, ebenso wie in anderen europäischen Städten, kein Roma-Problem, sondern es mit den Auswirkungen furchtbarer Armut in Osteuropa zu tun haben. So schreibt er: „Als ‚Roma-Problem‘ lassen sich die Probleme der Roma und die Probleme mit ihnen nicht lösen. Wenn etwas bes-

ser werden soll, müssen die Probleme zunächst bei ihrem richtigen Namen genannt werden. Sie heißen Armut, Arbeitslosigkeit, Bildungsmisere oder unterfinanziertes Gesundheitswesen.“ Auch Stefan Benedik, Zeithistoriker an der Uni Graz, der schon seit einigen Jahren zu diesem Thema forscht – nächsten Monat wird dazu das Buch „Imaginierte ‚Bettlerflut‘“ erscheinen –, unterstreicht im Gespräch mit dem Falter nochmals: „Es ist ein Armutproblem und kein Roma-Problem. Was in ganz Europa bei dieser Debatte schief läuft, ist die Ethnisierung von Armut. In Graz sind die Worte ‚Roma‘ und ‚Bettler‘ leider unmittelbar miteinander verknüpft.“

Die Lebensbedingungen hier mögen nun also für die Armutsmigranten – eben nicht alle sind Roma, und schon die ethnische Zuordnung an sich ist ein diffiziles Thema – furchtbar sein. Aber sie haben dennoch die Möglichkeit, hier so viel zu verdienen, dass sie sich und ihre Familien in der Heimat durchbringen können. Sie kommen, weil sie wenig bis nichts zu verlieren haben. „Die Stadt Graz macht, wie übrigens auch viele andere Städte, die Augen zu. Und lagert das Problem an Pfarrer Pucher aus“, sagt Mappes-Niediek. Auch von Alibiaktionen seitens der Politik, von Hilfsmaßnahmen, die vor Ort Linderung versprechen, hält er wenig. „Viele Roma aus der Slowakei oder aus Rumänien kommen aus verödeten, entvölkerten Gebieten. Man kann da nicht einfach eine Fabrik aus dem Boden stampfen und dann nur Roma einstellen. Das ist eine Illusion, die dazu dient, das Bettelverbot zu rechtfertigen.“ Er warnt vor den schon traditionell bedenklichen Vorgehensweisen: „Jahrhundertlang war die Maxime der Zigeunerpolitik: Wir machen ihnen das Leben so schwer wie möglich, damit sie woanders hingehen. Mit dieser Politik hat man sich die Slums erst eingehandelt.“ Aber wie könnte man nun adäquat auf Elendsunterkünfte reagieren? „Man muss bedingungslos Grundstandards erfüllen: Nahrung, Unterkunft, Heizung, um zu verhindern, dass die Leute in Slums abrutschen oder die Slums immer schlimmer werden. Man muss die

Kultur

Service

BOX

## LOTTE HUBMANN LICHT : ZEIT - FOTOGRAFIEN

in der Galerie G 69 der KSG,  
Glacisstraße 69, 8010 Graz.

„MATERIELL/IMMATERIELL -  
Schatten und Licht: Zeichen  
in Gegenüberstellung - Licht  
wirft Schatten, Schatten wird  
zum Licht“ - Dieses Wechselspiel  
wird anhand von Heizlüftungsschächten  
und gezeigt.

Ausstellungsdauer  
bis 27. Februar 2013.

Mo bis Do: 9 - 16 Uhr  
Fr: 9 - 13 Uhr

[www.kulturservice.steiermark.at](http://www.kulturservice.steiermark.at)





**Am Rande von Graz leben Menschen in Elendsquartieren (li.). Manche von ihnen bringt Pfarrer Pucher trotz Überfüllung seiner Notschlafstellen unter. Im Keller seines Pfarrhauses wohnen Herr C. (u. re.) und sein Sohn**

FOTOS: J. J. KUČEK



Möglichkeit aufrechterhalten, dass Einzelne sich aus diesen Verhältnissen befreien können, etwa eine Arbeit anfangen. Weder muss man Paradiese schaffen noch sagen: Kommt doch bitte alle zu uns!“ Mappes-Niediek führt als Beispiel die Stadt Mannheim an, wo im Stadtrat einstimmig beschlossen wurde, dass man menschenwürdige Unterkünfte für Zuwanderer aus Rumänien und Bulgarien bereit-

**„Das Bettelverbot hat genau das Gegenteil von dem bewirkt, was es bewirken sollte“**

stellt. Und sogar ein kleines Informationszentrum einrichtet. „Das sind ein paar hunderttausend Euro.“

**Um in der kalten Zeit nicht zu erfrieren,** hatten sich Herr C. und sein Sohn in ihrer winzigen Behausung einen Ofen gebaut, aus Lehm und einem alten Fass, und sich warme Decken auf einem Flohmarkt besorgt. 20 Jahre war C. verheiratet, unlängst hat er sich scheiden lassen und möchte nun in Österreich bleiben. Er weiß, dass er

nicht auf Dauer im Keller des Pfarrhauses bleiben kann. Wenn er in Österreich nicht Fuß fassen kann, dann zieht er vielleicht weiter nach Spanien. Sein Sohn wird auf alle Fälle bei ihm bleiben, schon deshalb, weil der Vater krank ist. In Rumänien wäre zumindest seine Wohnsituation besser gewesen, erzählt C. Trotzdem ist er geblieben. Weil er daran glaubt, hier könnte sich irgendeine Perspektive auftun.

Schon seit Generationen gehören Roma wie er in ihren Herkunftsländern zur untersten Schicht der Gesellschaft. Allerdings hat sich die Situation nach dem Zusammenbruch des Kommunismus noch zusehends verschärft. Mappes-Niediek: „Die Eltern jener Roma, die wir jetzt als Slumbewohner sehen, hatten noch ganz normale Jobs. Meistens einfache, ungelernete Jobs. Aber sie haben jeden Tag gearbeitet und auch eine Wohnung gehabt. Bis Ende der 80er-Jahre, dann sind viele Industrien an die Wand gefahren.“ Die Slums, von denen Mappes-Niediek spricht, die gibt es – er zählt manche von ihnen in seinem Buch auf – in Šuto Orizari in Skopje, Ferentari in Bukarest, Stolipinowo in Plowdiw oder Fakulteta in Sofia. Aber auch in Italien oder Frankreich. Wobei Benedik festhalten möchte,

dass nicht alle Roma-Migranten, die zu uns kommen, aus solchen Slums stammen.

Während Pfarrer Pucher dem *Falter* das Areal zeigt, trudelt einer der Slowaken ein. Er stammt aus Bratislava. Warum er hier ist? Die Zustände in der Slowakei seien „nicht so gut“, es gebe viele soziale Probleme. Er sagt, er arbeite schwarz, als Maurer. Pucher vermutet auch diesmal, dass er bettelt.



**Zeithistoriker Stefan Benedik von der Uni Graz: „Wir haben ein Armutsproblem und kein Roma-Problem“**

Allerdings dürfte dem Slowaken harte Arbeit nicht fremd sein: Zur Verabschiedung reicht er seine geschwollene Hand – sie ist rau wie Schmirgelpapier und steinhart.

Wenn man den Ausführungen von Experten wie Mappes-Niediek oder Benedik folgt, dann bekommt man bald ein Gefühl dafür, wie komplex Migrationsbewegungen funktionieren. So komplex, dass es keine Seltenheit ist, meint Benedik, dass selbst Wissenschaftler in ihren Fachartikeln regelmäßig daran scheitern, der Sache

gerecht zu werden. Schon gar nicht, so Benedik, wird die hierzulande betriebene Migrationspolitik der Sache gerecht: „Sie beruht auf der Vorstellung, dass wir im Honigtopf leben. Nur ja nichts unternehmen, dass sich Leute eventuell angezogen fühlen. In den 2000er-Jahren gab es in Graz eine geordnete Wohn- und Nahrungsversorgung für Bettler, auch juristisch war die Situation relativ sicher. Führte das dazu, dass alle Roma, die im nahen Slowenien wohnen, sofort nach Graz umsiedelten? Nein, nicht eine einzige Person. Migration ist nichts völlig Irrationales – wenn 200 Bettler in der Herrngasse sitzen, dann würde keiner von ihnen etwas verdienen.“

Besteht Hoffnung, dass sich die Situation für die betroffenen Menschen verbessert? Vonseiten des Bürgermeisteramtes heißt es, dass es von der Stadt mitfinanzierte Notschlafstellen und Vereine gebe, die getroffenen Maßnahmen „weiter gehen als gesetzlich vorgeschrieben“. Man könne aber Zuwanderer nicht „im großen Stil auffangen“. Dass sich die Lage seit dem Bettelverbot verschlechtert habe, liege nicht am Verbot, sondern daran, dass sich die wirtschaftliche Lage in den Herkunftsländern dieser Leute zugespitzt habe. Daran etwas zu ändern sei nun Aufgabe der EU. **F**